



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Der Krieg im französischen Roman. Wie bei uns ist die Zahl der Kriegsschriften in Frankreich unüberschaubar. Neben Briefen und Tagebüchern haben sich Streitschriften und Romane am meisten angehäuft. Die polenische Literatur ist wenig eigenartig; sie benützt die altbekannten ausgetretenen Gedankengänge wütenden Hasses und wuchert mit der Entrüstung über die angeblichen Schweißlichkeiten der Deutschen. Wir können sie nur als Ausfluß einer Kriegspsychose erklären, ohne für ihre Maßlosigkeit Verständnis zu haben. Klarer als der kriegsranke Journalist, Politiker oder Gelehrte läßt uns der Künstler in die Tiefe der seelischen Erschütterungen hineinschauen.

Nicht immer gelingt es allerdings dem zur Deklamation neigenden Franzosen, sich vom patriotischen Schwulst freizumachen und bis zur künstlerischen Freiheit sich durchzumühen. Dies Empfinden wird auch der unparteiische Leser bei dem Roman von Charles Geniaux „Les Fiancés de 1914“ haben. Der wortreiche Nationalstolz und die eitle Selbstbespiegelung verhindern manchmal, daß das Gefühl zum einfachen und unmittelbaren Ausdruck gelangt. Französisch ist der Roman in allen Schwächen und Schönheiten. Die Form geht Geniaux über alles. Auch in Augenblicken höchster Erregung finden seine Personen immer noch einen wohlgebauten und wohlklingenden Satz. Die Tante sieht den schwerverwundeten Neffen im Lazarett wieder und begrüßt ihn trotz der Aufregung mit den erhabenen Worten: „Warum muß ich den ersten Kuß, mein lieber Junge, Dir unter solchen glorreichen, aber ernstesten Umständen geben!“ So geschraubt

drücken sich nun die beiden Liebenden nicht aus. Sie sind wahrhafte Menschen, zwei bis über die Ohren Verliebte. Und doch erinnern sie an zarte, niedliche Porzellanfigürchen. Ein tendelnd-nectisches Spiel mit Worten erscheint ihr Liebesgeflüster und sie hauchen ihre Sehnsucht nur in einem lächelnden Seufzer aus. In weichen, arabesken Linien zeichnen sie das Bild ihrer Seele, mit ernster Wichtigkeit plaudern sie über die „vertu“, zwei niedliche Nachkommen des Neifrods und der Badenstrümpfe. Erst im weiteren Erlebnis des Krieges reißt die Sprache, färbt sie sich kräftiger. Und dann greift sie wirklich manchmal ans Herz.

Ist dies so recht ein Buch für die Masse, allerdings für die Masse der Gebildeten, so wird der Roman von Abel Hermant „Heures de guerre de la famille Valadier“ dem Vergnügen bereiten, der sich gern abseits von der Menge hält und sie mit väterlichem Wohlwollen bekrittelt. Das häusliche Leben der Familie Valadier, die uns der Dichter hier vorstellt, ist durch den Entschluß der ältesten Tochter, zur Bühne zu gehen, ganz auf theatralische Wirkungen gestellt. Vater, Mutter und die Kinder zittern und rezitieren, und jeder spielt seine wohlinstudierte Rolle. Wenn man Frau Valadier besucht, dann öffnet sie mit Häubchen und Schürze die Tür, um bald darauf im Salon als Dame des Hauses freudiges Erstaunen über den Besuch zu heucheln. Aber auch diese Familie erlebt den Krieg. Emma, die Älteste, ist mit einem jungen Schauspieler verlobt, der als Seesoldat und heimlicher Vater fällt. Das Geständnis, das die Tochter dem Vater macht, geht in einer geschickt aufgebauten Szene nach allen Regeln der dramatischen Kunst vor sich und endet wie alle Nährstüde

mit einem tugendhaften Schlußeffekt: der Vater vergibt. Emma heiratet dann einen Verwundeten, der das Kind anerkennt. Der Sohn, siebzehn Jahre alt, tritt freiwillig ein und verliert im Schützengraben alles Theaterhafte, Gemachte. „Er hat sich in einen wirklichen Helden verwandelt, der auf die fürs Publikum berechnete Gebärde verzichtet.“ Dies alles, höchst lustig zu lesen, wird in einem gemächlich dahinfließenden Stile erzählt; und nur hin und wieder unterbricht ihn das kräftigere Gefälle selbstsicheren vaterländischen Schwunges. Trotz der fast sachlichen Sprache, hört man eine verborgene Symbolik hindurchfliegen: wie der junge Baladier, so soll auch das ganze Volk in diesem Kriege lernen, alles Theatralische, Dekorative ablegen und sich an ein einfaches, natürliches Heldentum gewöhnen.

Mehr als unterhalten will aber der im Grunde etwas gleichgültige Herrmann nicht. Stärker ergreift die leidenschaftliche Marcelle Tinayre, die in ihrem Roman „La veillee des armes“ die ersten Tage des Krieges, die Stunden zitternder Erregung und schmerzhafter Trennung nacherleben läßt. Ein abgelegenes Pariser Viertel bildet den Hintergrund, das wie eine Kleinstadt anmutet. Alle Leute kennen sich. Da ist die Zeitungshändlerin, die für ihren Stolz, den einzigen Sohn, sich alles vom Munde abspart; der Kaufmann an der Ecke, der sofort bei Kriegsausbruch die Preise hinaufschraubte; die blasse Blumenhändlerin mit dem eleganten Morgenkleid; die allwissende Pförtnerfrau und die vornehmen Mieter des modernen Hauses. Der Krieg zerstört das idyllische Leben dieser großen Familie. Das Schicksal eines jeden wird mithineingezogen in die große Not. Doch die Erlebnisse dieser Duzendwesen bilden nur den Rahmen. Zwei Menschen, durch junge Liebe aneinander gekettet, haben begonnen, ein gemeinsames Leben voll Schönheit aufzubauen. Aber auch sie müssen sich trennen, sie, die das Leben inniger, klarer und bewußter empfinden als andere, die nur in der Liebe leben können. Und dieser Abschied, dessen Schwere sie mit selbstquälerischer Genauigkeit durchkosten wollen, ist ein einziger hoffnungsloser Schrei,

ein machtloses Schluchzen. Dieses Buch ist mehr als ein Roman; es ist der wahre und menschliche Ausdruck einer empfindenden Seele.

Dr. Fritz Koepfe

Theologie

Kriegspredigten von D. Gunzinger, Hauptpastor zu St. Michaelis in Hamburg. Drei Bände. Heroldsche Buchhandlung in Hamburg. Preis des kart. Bändchens 1 M.

Vielleicht war es zu keiner Zeit dankbarer und interessanter zu predigen, als heute. Die gärende Erregung, die mit der Kriegserklärung im deutschen Volke geweckt wurde, zwang die evangelischen Pfarrer, schärfer und pointierter die Predigt als Verkündigung gegenwärtigen Christentums zu gestalten, lebendiger als vordem die Züge aus dem Charakter des Gebets hervortreten zu lassen. Dank dem obersten, sieghaften Grundsatz des realistischen Kanons, dem Satz von der Wichtigkeit des Milieus, werden diese Züge und Linien in den vorstehenden Kriegspredigten des Hamburger Hauptpastors D. Gunzinger in großer Unmittelbarkeit lebendig. Zur Vergleichung holte ich des Dresdener Oberhofpredigers D. Franz Volkmar Reinhardts Predigten aus den Jahren 1806—1815 hervor. Würden wir nicht aus der Geschichte, was diese Jahre für unser Volk bedeuten, aus Reinhardts einst vielbewunderten Predigten erfahren wir es nie. Seine Predigten leben und weben in rationalistischer Pflege der Weisheit, der klassischen Reinheit der Sprache, dem tiefgründigen Erforschen edler, individueller Lebensanschauung, der klassischen Harmonie abgeklärter Weltanschauung. Ganz selten klingt die Not der Zeit einmal in einer Neujahrspredigt an, nirgends zeigt sich ein bewußtes Verhältnis zum nationalen Ringen und Sehnen der Zeit. Wie muß die Franzosenzeit auf dieser Welt gleich einem Alp gelagert haben, daß sie weltabgewandt aus der trüben Gegenwart politischer Verschwommenheit und Verfahrenheit flüchtet in das Reich des Ideals, des geschichtslosen Philosophierens über Weltbildung und Lebensklugheit. Wie ganz anders malt sich die heutige Welt in Gunzingers Kriegs-

predigten! Den Zug zur Schönheit, zum kunstvollen Aufbau lassen sie völlig zurücktreten. Jede Predigt ist ein Kind ihrer Zeit, der Siegesmeldungen der Woche, der Stimmung des Augenblicks, einer Zeit voll banger, nervöser Fragen, voll hastiger Sehnsucht nach Gewißheit, nach Befreiung und Erlösung, voller Gegensätze der Anschauungen und Strebungen, wie sie leidenschaftlicher kaum sich so geltend machen konnten. Hunzinger unternimmt es, diese Gefühle einheitlich zu bannen, indem er an das Tiefste in der Geschichte des Christentums, an die deutsche Mystik anknüpft. Mit großer Freimütigkeit redet er von den heiligsten Mysterien unserer Soldaten, denen Kanonendonner und Schlachtgeschrei das tiefste Verständnis von Sittlichkeit, Religion und Christentum geben und aus Verächtern des Christentums Verächter von Tod und Teufel machen. Nicht als bloße Stütze von Recht und Sittlichkeit, von Thron und Altar, sondern als etwas in sich Wertvolles läßt Hunzinger uns die religiöse Erweckung unserer Zeit erkennen, die aus dem Innern jeder besseren Seele von selbst entspringt. Wenn diese Predigten auch oft scheinbar die stilistische Formvollendung vermessen lassen und die Sprache ein etwas starkes, freies, fast untanzelhaftes Gepräge hat — des deutschen Volkes Todfeinde nennt

Verfasser gelegentlich im heiligen Zorn schufte, wie einst Jesus geistesgewaltig, nicht mild und liebenswürdig, aber herb, bitter und furchtlos seine Gegner Ottergezüchte genannt hat — so ersetzt Hunzinger das, was an herkömmlicher Form und gewohnheitsmäßigem Kanzelton abgeht, durch die persönliche Wucht einer mit sich fortreisenden Rhetorik, die als persönliches Moment einer treuen, deutschen Gesinnung gewürdigt zu werden verdient. Achtundfünfzig Kriegspredigten enthalten diese drei Bändchen. Wie Kolumbus einst mit staunenswerter Geschicklichkeit und Einfachheit ein Ei zum Stehen brachte, so weiß Hunzinger ohne gesuchte Geistreichigkeit, auch ohne triviale Geschmacklosigkeit, ohne Wiederholung, mit geschulter Treffsicherheit Predigtthemen zu finden, die Bibel und Gegenwart als ein unauflösliches, füreinander geschaffenes Ganze erscheinen lassen. Sämtliche Predigten sind vor ihrer Sammlung in diesen drei Bänden als Einzeldrucke erschienen und in einer Folge von nahezu einer halben Million abgesetzt und an die Front gesandt worden. Alles in allem genommen, kann man auch angesichts dieser Sammlung in Buchform den Verfasser wegen seines gewaltigen Erfolges nur herzlich beglückwünschen.

Heinrich Reuß

